

# John R. Searle

# Sprechakte

Ein sprachphilosophischer Essay

**suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 458

Searles Essay über Sprechakte steht in der Tradition der angelsächsischen *ordinary language philosophy*, die sich – nach dem Scheitern der Versuche, eine ›ideale‹ empiristische Wissenschaftssprache zu konstruieren – darauf konzentriert, das faktische Funktionieren der natürlichen Sprache zu beschreiben. Austin hatte bemerkt, daß wir mit bestimmten Äußerungen (wie Grüßen, Danken oder Versprechen) zugleich eine Handlung vollziehen, und hatte diesen ›performativen‹ Charakter später auf alle sprachlichen Äußerungen ausgedehnt. Searle knüpft an diese Entdeckung an und liefert mit dem vorliegenden Werk einen Entwurf jener von Austin geforderten »neuen Theorie, die vollständig und allgemein darlegt, *was man tut, wenn man etwas sagt*«.

Was wir mit Worten tun, spielt sich nicht nur auf der im engeren Sinne linguistischen Ebene der Äußerung ab. Sprachhandlungen umfassen neben dem eigentlichen Äußerungsakt und dem propositionellen Gehalt eine ›illokutionäre‹ Dimension, deren Regeln Searle herausarbeitet. Er benutzt dabei einen Regelbegriff, der sich explizit auf die institutionellen Tatsachen der sozialen Lebenswelt bezieht und damit Sprache als gesellschaftliche Aktivität, das heißt nicht nur als regelgeleitetes ›Spiel‹, erfaßt.

John R. Searle  
Sprechakte

Ein sprachphilosophischer Essay

Übersetzt von  
R. und R. Wiggershaus

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: Speech Acts  
© Cambridge University Press 1969

14. Auflage 2026

Erste Auflage 1983

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 458

Originalausgabe

© 1971, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-28058-4

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

# Inhalt

<i>Vorwort</i>	7
I. TEIL: DIE THEORIE DER SPRECHAKTE	
1. Methoden und Gegenstand	11
1.1 Die Philosophie der Sprache	11
1.2 Linguistische Charakterisierungen	13
1.3 Die »Verifikation« linguistischer Charakterisierungen	23
1.4 Begründung der Untersuchung von Sprechakten	29
1.5 Das Prinzip der Ausdrückbarkeit	34
2. Ausdrücke, Bedeutung und Sprechakte	38
2.1 Ausdrücke und Arten von Sprechakten	38
2.2 Prädikation	43
2.3 Referenz als Sprechakt	44
2.4 Propositionen	48
2.5 Regeln	54
2.6 Bedeutung	68
2.7 Der Unterschied zwischen natürlichen und institutionellen Tatsachen	78
3. Die Struktur illokutionärer Akte	84
3.1 Das Versprechen: ein komplizierter Vorgang	88
3.2 Unaufrichtige Versprechen	95
3.3 Regeln für den Gebrauch des Mittels, das die illokutionäre Rolle anzeigt	96
3.4 Ausweitung der Analyse	99
4. Referenz als Sprechakt	114
4.1 Gebrauch und Erwähnung	116
4.2 Axiome der Referenz	121
4.3 Die verschiedenen Arten bestimmter hinweisender Ausdrücke	126
4.4 Notwendige Bedingungen der Referenz	127
4.5 Das Prinzip der Identifikation	133

4.6	Genauere Bestimmungen zum Prinzip der Identifikation	138
4.7	Einige Konsequenzen des Prinzips der Identifikation	142
4.8	Regeln der Referenz	146
5.	Prädikation	150
5.1	Begriff und Gegenstand bei Frege	150
5.2	Der Nominalismus und die Existenz von Universalien	159
5.3	Ontologische Voraussetzungen	163
5.4	Die Termtheorie der Sätze	173
5.5	Prädikate und Universalien	182
5.6	Ist die Prädikation ein Sprechakt?	186
5.7	Regeln der Prädikation	189
II. TEIL: ANWENDUNGEN DER THEORIE		
6.	Drei Fehlschlüsse der modernen Sprachphilosophie	199
6.1	Der Fehlschluß der Kritik des naturalistischen Fehlschlusses	200
6.2	Der Sprechakt-Fehlschluß	207
6.3	Der Behauptungs-Fehlschluß	213
6.4	Die Ursache für diese Fehlschlüsse: die Gleichsetzung von Bedeutung und Gebrauch	220
6.5	Alternativerklärungen	224
7.	Probleme der Referenz	235
7.1	Die Theorie der Beschreibungen	235
7.2	Eigennamen	243
8.	Die Ableitung des Sollens aus dem Sein	261
8.1	Die Durchführung der Ableitung eines Sollens aus einem Sein	264
8.2	Erörterung der in dem Ableitungsbeispiel enthaltenen Probleme	272
8.3	Einwände und meine Erwiderungen darauf	280
	<i>Namenverzeichnis</i>	295
	<i>Sachverzeichnis</i>	297

## Vorwort

Außer zweien meiner Lehrer, J. L. Austin und P. F. Strawson, denen dieses Buch wesentliche Anregungen verdankt, habe ich zahlreichen Personen, die Teile des Manuskripts gelesen und kommentiert haben, für ihre hilfreiche Unterstützung und Kritik zu danken: besonders dankbar bin ich Julian Boyd, Noam Chomsky, R. M. Harnish, Benson Mates und Hans Sluga.

Diese Arbeit ist hervorgegangen aus meiner 1959 in Oxford vorgelegten Dissertation über *Sense and Reference*. Einzelne der in diesem Buch dargestellten Gedanken habe ich bereits in verschiedenen Artikeln veröffentlicht, und ich möchte den Herausgebern und Verlegern von *Mind*, *The Philosophical Review*, *The Encyclopedia of Philosophy* und Routledge & Kegan Paul und Allen & Unwin für die Erlaubnis danken, Teile davon hier wieder zu verwenden.

Ferner danke ich dem American Council of Learned Societies für seine Unterstützung, die es mir ermöglichte, in den Jahren 1963 bis 64 an diesen und verwandten Themen zu arbeiten, Ruth Anderson für die Durchsicht des Manuskriptes, R. M. Harnish und M. Shapira für die Herstellung des Registers. Am meisten möchte ich meiner Frau für ihre unermüdliche Hilfe und Unterstützung danken.

J. R. S.



I. Teil  
Die Theorie der Sprechakte



## Methoden und Gegenstand

1.1 *Die Philosophie der Sprache*

Worin besteht die Beziehung von Wörtern zur Welt? Wie kommt es in einer Situation, in der ein Sprecher einem Zuhörer gegenübersteht und ein akustisches Signal aussendet, zu so bemerkenswerten Dingen wie den folgenden: der Sprecher meint etwas; die Laute, die er von sich gibt, bedeuten etwas; der Zuhörer versteht, was gemeint ist; der Sprecher behauptet etwas, stellt eine Frage oder gibt einen Befehl? Wie ist es zum Beispiel möglich, daß, wenn ich sage »Jones ging nach Hause«, was in gewisser Hinsicht nur eine Folge von Geräuschen ist, ich damit meine, Jones ging nach Hause? Welchen Unterschied macht es, ob man etwas sagt und es meint, oder ob man etwas sagt, ohne es zu meinen? Und was heißt es, einen bestimmten Sachverhalt zu meinen und nicht einen anderen? Wie kommt es zum Beispiel, daß man, wenn man sagt »Jones ging nach Hause«, fast immer meint, Jones ging nach Hause, und nicht, sagen wir, Brown ging auf die Party oder Green betrank sich? Und worin besteht die Beziehung zwischen dem, was ich meine, wenn ich etwas sage, und der Bedeutung, unabhängig davon, ob sie sprachlich ausgedrückt wird oder nicht? Auf welche Weise vertreten Wörter Dinge? Worin besteht der Unterschied zwischen einer Folge von Wörtern, die Bedeutung, und einer, die keine Bedeutung hat? Welche Bedeutung hat es, ob etwas wahr oder falsch ist?

Solche Fragen bilden den Gegenstand der Sprachphilosophie. Wir brauchen nicht anzunehmen, daß sie in der Form, in der ich sie gestellt habe, auch sinnvoll sind. Aber es muß doch einige Fragen dieser Art geben, die in der einen oder anderen Form sinnvoll sind; denn wir wissen, daß Menschen

sich verständigen, daß sie Dinge sagen und manchmal meinen, was sie sagen, daß sie, zumindest gelegentlich, verstanden werden, daß sie Fragen stellen, Befehle erteilen, Versprechungen machen und sich rechtfertigen, daß ihre Äußerungen sich in verschiedener Weise auf die Welt beziehen, wobei wir die verschiedenen Arten der Beziehungen dadurch beschreiben können, daß wir die Äußerungen als wahr oder falsch oder bedeutungslos, oder als dumm, übertrieben oder was sonst charakterisieren. Und wenn all das geschieht, so muß es auch möglich sein, daß es geschieht, und wenn es möglich ist, daß es geschieht, so muß es auch möglich sein, die Fragen zu stellen und zu beantworten, die mit der Untersuchung jener Möglichkeit zu tun haben.

Ich unterscheide zwischen Sprachphilosophie und linguistischer Philosophie. Die linguistische Philosophie stellt den Versuch dar, bestimmte philosophische Probleme dadurch zu lösen, daß sie auf den gewöhnlichen Gebrauch einzelner Wörter oder anderer Elemente in einer bestimmten Sprache achtet. Die Sprachphilosophie stellt den Versuch dar, zu philosophisch aufschlußreichen Beschreibungen bestimmter allgemeiner Sprachmerkmale – wie z. B. Referenz, Wahrheit, Bedeutung und Notwendigkeit – zu gelangen, und sie beschäftigt sich nur beiläufig mit bestimmten Elementen einer einzelnen Sprache, obwohl ihre eher empirische und rationale als apriorische und spekulative Forschungsmethode sie natürlich dazu zwingt, genauestens auf die Tatsachen der natürlichen Sprachen zu achten.

»Linguistische Philosophie« ist primär der Name für eine Methode, »Sprachphilosophie« der für einen Gegenstand. Obwohl ich manchmal die Methoden der linguistischen Philosophie verwenden werde, ist dieses Buch ein sprachphilosophischer Essay.

Es ist kein linguistischer Essay. Die Linguistik versucht die jeweiligen Strukturen – phonologischer, syntaktischer und semantischer Art – der natürlichen menschlichen Sprachen zu beschreiben. Die »Daten« der Sprachphilosophie stammen

gewöhnlich aus den natürlichen menschlichen Sprachen, aber viele der Schlüsse – zum Beispiel in bezug darauf, was es heißt, etwas ist wahr oder stellt eine Behauptung oder ein Versprechen dar – müßten, wenn sie richtig sind, für jede Sprache gelten, in der Wahrheiten oder Behauptungen oder Versprechungen vorkommen. In diesem Sinne geht es in diesem Essay nicht um einzelne Sprachen wie Französisch, Englisch oder Suaheli, sondern um die Sprache.

## 1.2 *Linguistische Charakterisierungen*

Bei der Behandlung einiger dieser Probleme der Sprachphilosophie werde ich von der Untersuchung dessen ausgehen, was ich Sprechakte oder Sprachakte nenne. Die Gründe dafür werden sich später zeigen. In diesem und in dem nächsten Abschnitt werde ich die Methoden, die ich bei meiner Untersuchung anwende, zu erklären und zu rechtfertigen versuchen. Die meisten der zahlreichen Bemerkungen über die Sprache, die in diesem Buch vorkommen, lassen sich, grob gesehen, einer der beiden folgenden Klassen zuordnen. Die erste besteht aus *Charakterisierungen* linguistischer Elemente. Ich werde zum Beispiel sagen, daß der und der Ausdruck verwendet wird, um auf etwas hinzuweisen, oder daß die und die Wortzusammenstellung sinnlos ist, oder daß der und der Satz analytisch ist. Einige der Begriffe, die zur Charakterisierung verwendet werden, sind von mir erfunden. Um über einen Namen für solche Feststellungen zu verfügen, wollen wir sie *linguistische Charakterisierungen* nennen. Die zweite Klasse besteht aus Erklärungen und Verallgemeinerungen der Tatsachen, die durch die linguistischen Charakterisierungen aufgezeigt werden. Ich werde zum Beispiel sagen, daß wir das und das nicht sagen, weil es eine Regel des und des Inhalts gibt. Solche Behauptungen wollen wir *linguistische Erklärungen* nennen. Diese Unterscheidung ist weder scharf noch zuverlässig – das ist mit ihr auch nicht beabsichtigt –, aber für unsere Zwecke reicht sie.

Nun stellt sich natürlich die Frage, woher ich weiß, daß das, was ich sage, wahr ist. Die Verwirrung der Philosophen angesichts des Wahrheitsproblems, die dazu führte, daß sie sich auf linguistische Charakterisierungen konzentrierten, manifestierte sich auf zweierlei Weise. Einmal bestanden Zweifel hinsichtlich der Kriterien für die Anwendung von Begriffen wie »analytisch«, »Bedeutung haben«, »synonym« usw.<sup>1</sup> Zum anderen bestanden allgemeine Zweifel hinsichtlich der *Verifikation* von Aussagen über die Sprache.<sup>2</sup> Diese beiden Arten von Einwänden hängen eng zusammen. Ich werde sie nacheinander behandeln. Von den diskutierten Begriffen, die zur Charakterisierung verwendet werden, haben »analytisch« und »synonym« bei weitem die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und ich werde mit ihrer Erörterung beginnen, obwohl die Argumentation – für beide Seiten – genauso gut für die anderen Begriffe zutrifft.

Es ist oft behauptet worden, daß eine adäquate Analyse des Begriffs der Analytizität fehlt und es folglich keine adäquaten Kriterien gibt, um zu entscheiden, ob eine Aussage analytisch ist. Darüber hinaus wurde behauptet, daß wir wegen des Fehlens einer solchen Analyse nicht einmal das Wort richtig verstehen können und schon die Vorstellung unerlaubt, unzulänglich, widersprüchlich, nicht-empirisch oder dgl. ist. Dieses Argument – es gibt keine Analyse und keine Kriterien für einen Begriff C, deshalb können wir C nicht richtig verstehen, und solange wir über eine solche Analyse und solche Kriterien für C nicht verfügen, ist C in gewisser Hinsicht unerlaubt – kommt in den seit dem Zweiten Weltkrieg erschienenen Werken analytischer Philosophen häufig vor und ist einer eingehenderen Untersuchung wert.

1 Siehe z. B. W. Quine, Two dogmas of empiricism, *Philosophical Review*, Januar 1951, wieder abgedruckt in: W. Quine, *From a Logical Point of View*, Cambridge 1961; und Morton White, The analytic and the synthetic, an untenable dualism, in: L. Linsky (Hrsg.), *Semantics and the Philosophy of Language*, Urbana 1952.

2 Siehe z. B. Mates, On the verification of statements about ordinary language, *Inquiry* Bd. I, 1958; wieder abgedruckt in: V. C. Chappell (Hrsg.), *Ordinary Language*, Englewood Cliffs 1964.

Zunächst einmal genügt es nicht, einfach zu sagen, daß uns Kriterien für Analytizität oder Synonymie fehlen. Versteht man »Kriterium« in dem (etwas seltsamen) Sinne, wie es bei diesen Diskussionen geschieht, so ist für die Definition dieser Begriffe ein Klassenkriterium erforderlich. Die Definition für Synonymie lautet: zwei Wörter sind synonym dann und nur dann, wenn sie dieselbe Bedeutung haben; und die für Analytizität lautet: eine Aussage ist analytisch dann und nur dann, wenn sie auf Grund ihrer Bedeutung oder laut Definition wahr ist. Definitionen dieser Art würde man gegenüber jemandem verwenden, der wirklich nicht weiß, was diese Wörter bedeuten, und der es gerne wissen möchte. Aus pädagogischen Gründen würde man sie natürlich durch Beispiele ergänzen, damit unser Schüler die Technik des Gebrauchs der Wörter beherrschen lernt. Aber das vorgeschlagene Kriterium ist ganz klar: wenn man wissen will, ob zwei Wörter synonym sind, fragt man sich, ob sie dasselbe bedeuten. Wenn man wissen will, ob eine Aussage analytisch ist, fragt man sich, ob sie laut Definition oder auf Grund ihrer Bedeutung wahr ist.

Aber, so lautet der Einwand, solche Definitionen sind unbefriedigend, weil sie eine Vorstellung von Bedeutung voraussetzen und weil der Begriff der Bedeutung genauso wenig geklärt ist und genauso der Explikation bedarf wie die Idee der Synonymie oder der Analytizität. Verlangt wird ein Kriterium ganz anderer Art: extensional, formal oder auf beobachtbares Verhalten bezogen; eine Möglichkeit, zum Beispiel durch mechanische Operationen, die man mit Sätzen vornimmt, oder durch die Beobachtung der Verhaltensweise der Sprecher zu entscheiden, ob eine Aussage analytisch ist oder nicht. Eine einfache Paraphrase in Form von Begriffen, die ebenso verwirrend sind wie der erklärungsbedürftige, genügt nicht; vielmehr wird ein objektives Prüfungsverfahren für Analytizität und Synonymie verlangt. Weil ein solches Prüfungsverfahren für diese Begriffe fehlt, werden sie für unzulänglich gehalten.

In den letzten Jahren sind verschiedene Versuche gemacht

worden, solche Einwände zu widerlegen. In diesem Buch werde ich nicht versuchen, die Einwände zu widerlegen, sondern ich werde zu zeigen versuchen, daß die Einwände auf bestimmten allgemeinen und falschen Voraussetzungen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen unserem Verständnis eines Begriffes und unserer Fähigkeit, Kriterien einer bestimmten Art für seine Anwendung aufzustellen, beruhen.

Als Ausgangspunkt wählen wir ein Kriterium der vorgeschlagenen Art und untersuchen genau, warum es inadäquat ist. Nehmen wir an, unser Kriterium für Analytizität wäre folgendes: eine Aussage ist analytisch dann und nur dann, wenn das erste Wort des Satzes, durch den die Aussage ausgedrückt wird, mit dem Buchstaben »A« beginnt. Dieses Kriterium hat genau die formale Objektivität, die die Kritiker des Begriffs der Analytizität verlangen. Aber es ist offensichtlich absurd; darin werden wohl alle Beteiligten übereinstimmen. Was genau ist der Grund für seine Absurdität? Wir wissen alle, daß das angegebene Kriterium absurd ist, weil der erste Buchstabe des ersten Wortes eines Satzes, der bei einer bestimmten Gelegenheit verwendet wird, um eine Aussage wiederzugeben, mit der Analytizität der Aussage nichts zu tun hat; und wenn wir nach weiteren Gründen gefragt würden, könnten wir eine endlose Reihe von Beispielen analytischer Aussagen angeben, die nicht mit dem Buchstaben »A« beginnen, und eine endlose Reihe nicht-analytischer Aussagen, die mit dem Buchstaben »A« beginnen. Wir könnten sogar noch weiter gehen und darauf hinweisen, daß das Kriterium zu dem absurden Resultat führen würde, daß dieselbe Aussage sowohl analytisch als auch nicht-analytisch sein kann, wenn sie in verschiedenen Sätzen wiedergegeben wird (zum Beispiel in verschiedenen Sprachen). Kurz gesagt, dieses Kriterium ist genauso unzulänglich wie all die anderen extensionalen Kriterien, die bisher für Analytizität vorgeschlagen worden sind. Aber nun ergibt sich eine andere Frage: wenn wir wissen, daß das Kriterium inadäquat ist, und wenn wir Gründe für unsere Behauptung angeben kön-

nen, daß es inadäquat ist – wie kommt es zu diesem Wissen? Woher wissen wir eigentlich, daß die von uns angegebenen Gründe für das Problem relevant sind? Als Antwort möchte ich folgenden näher auszuführenden Vorschlag machen: Wir wissen das alles, weil wir wissen, was das Wort »analytisch« bedeutet. Wir wissen, welche Überlegungen wesentlich sind, um zu beurteilen, ob eine Aussage analytisch ist oder nicht, und wir wissen, daß Buchstabieren nicht dazu gehört. Aber genau diese Art Wissen konstituiert das Verständnis der Bedeutung des Wortes. Statt zu beweisen, daß wir den Begriff der Analytizität nicht verstehen, setzt unsere Unfähigkeit, Kriterien der vorgeschlagenen Art zu finden, vielmehr gerade voraus, daß wir verstehen, was Analytizität ist. Wir könnten mit unserer Untersuchung gar nicht beginnen, wenn wir den Begriff nicht verstünden, denn nur auf Grund dieses Verständnisses können wir die Adäquatheit der vorgeschlagenen Kriterien beurteilen.

Jedes Kriterium für Analytizität muß danach beurteilt werden, ob es geeignet ist, zu bestimmten Resultaten zu führen. Es muß z. B. ergeben, daß die Aussage »Mein Sohn ißt gerade einen Apfel« nicht analytisch ist, und daß »Rechtecke haben vier Seiten« analytisch ist. Jeder, der mit diesen Begriffen vertraut ist, ist imstande, diese Aufzählung von Beispielen endlos fortzusetzen, und in dieser Fähigkeit besteht das Verstehen dessen, was »analytisch« bedeutet; diese Fähigkeit ist es, die bei der Suche nach formalen Kriterien für die Bestimmung von »analytisch« vorausgesetzt wird. Ich habe diese beiden Beispiele – »Rechtecke haben vier Seiten« und »Mein Sohn ißt gerade einen Apfel« – gewählt, weil ich beide noch niemals in einer Aufzählung analytischer oder synthetischer Aussagen gefunden habe. Ich habe sie gewählt, um zu illustrieren, daß unsere Kenntnis der Bedingungen der Adäquatheit der vorgeschlagenen Kriterien für den Begriff »analytisch« *projektiver* Art ist. »Analytisch« bezeichnet nicht eine abgeschlossene Klasse von Behauptungen; es ist keine Abkürzung für eine Aufzählung, vielmehr ist es – wie es für

allgemeine Begriffe charakteristisch ist – durch die Möglichkeit der Projektion gekennzeichnet. Wir können es auf neue Fälle anwenden.<sup>3</sup>

Jedes vorgeschlagene Kriterium ist nicht bloß im Hinblick auf seine Verwendbarkeit zur Klassifikation bestimmter abgedroschener Beispiele (z. B. »Alle Junggesellen sind unverheiratet«), sondern daraufhin zu überprüfen, ob seine projektive Kraft dieselbe wie die von »analytisch« ist, was wiederum voraussetzt, daß man den allgemeinen Begriff »analytisch« versteht.

Einige der Angriffe auf die Begriffe Synonymie und Analytizität sind denn auch durch die Paradoxie gekennzeichnet, daß ihnen die Überzeugungskraft, die die Autoren ihnen zumessen, nur dann zukommt, wenn vorausgesetzt wird, daß es ein adäquates Verständnis der Begriffe Synonymie und Analytizität gibt. Ich will das ausführlicher illustrieren. In der Absicht, den Begriff der Analytizität zu kritisieren, sagt Quine: »Ich weiß nicht, ob die Aussage ›Alles, was grün ist, ist ausgedehnt‹ analytisch ist.«<sup>4</sup> Es ist sehr aufschlußreich, daß er gerade dieses Beispiel wählt. Er sagt weder »Ich weiß nicht, ob ›Okulisten sind Augenärzte‹ analytisch ist« oder ähnliches, noch »Ich weiß nicht, ob ›Es regnet gerade‹ analytisch ist« oder dergleichen. Das von ihm gewählte Beispiel ist ein Grenzfall. Es ist ein Grenzfall, denn es gibt zum Beispiel Leute, die behaupten, daß es so etwas wie Sinnesdaten gibt, die grün sein können, die aber bestreiten, daß Sinnesdaten räumlich ausgedehnt sein können. Seine Wirkung verdankt das Beispiel gerade der Tatsache, daß es einen Grenzfall darstellt. Wir wissen nicht genau, ob wir es für analytisch oder für nicht-analytisch halten sollen.<sup>5</sup> Daß wir es als verwirrend empfinden, beweist aber in keiner Weise,

3 Weiteres über die Bedeutung dieser projektiven Qualität bei P. Grice und P. F. Strawson, In defense of a dogma, *Philosophical Review*, April 1965.

4 W. Quine, op. cit., S. 32.

5 Der springende Punkt liegt nicht einfach darin, daß es vielleicht nicht *wahr* ist, wie Grice und Strawson meinen (op. cit., S. 153), sondern vielmehr darin, daß nicht klar ist, wie wir es auffassen sollen.

daß wir über keinen adäquaten Begriff von Analytizität verfügen, sondern zeigt eher genau das Gegenteil. Wir könnten die Grenzfälle eines Begriffs nicht als Grenzfälle begreifen, wenn wir nicht den Begriff erfaßt hätten, von dem auszugehen ist. Wenn jemand nicht sicher ist, ob er den Begriff *Grün* auf ein Glas Chartreuse anwenden soll, so ist das genauso gut ein Beweis dafür, daß er weiß, was der Begriff beinhaltet, wie wenn er keinen Augenblick zögert, ihn auf einen saftigen Rasen anzuwenden oder auf frisch gefallenem Schnee nicht anzuwenden. Ich bin auch unsicher, ob »Alles, was grün ist, ist ausgedehnt« analytisch ist, was ein Zeichen (obwohl nicht mehr als bloß ein Zeichen) dafür ist, daß auch ich den Begriff der Analytizität recht gut verstehe.

Ein anderer Autor<sup>6</sup> gab bei der Erörterung des Begriffs der Synonymie eine Analyse, aus der folgt, daß es keine zwei Wörter gibt, die genau synonym sind.<sup>7</sup> Daß zum Beispiel der Ausdruck »der Augenarzt, der kein Okulist ist« als Beschreibung eines Augenarztes bezeichnet werden kann, aber

6 N. Goodman, On likeness of meaning, *Analysis*, Oktober 1949. Eine überarbeitete Fassung in: L. Linsky (Hrsg.), *Semantics and the Philosophy of Language*, Urbana 1952.

7 Mir scheint, daß sowohl Quine als auch Goodman ihren Standpunkt in den Arbeiten, die den beiden von mir zitierten berühmten Artikeln folgen, verändert haben, und es ist unwahrscheinlich, daß sie heute noch genau dieselben Ansichten vertreten würden wie in diesen Artikeln. Mir geht es hier aber nicht um die Entwicklung der Gedanken einzelner Philosophen, sondern um ein bestimmtes Modell der philosophischen Analyse, für das diese beiden Arbeiten bekannte Beispiele von großer Wirkung sind.

Leider scheinen einige ihrer neuen Gedanken keine Verbesserungen darzustellen. Quine gibt folgende Definition für »Reiz-Analytizität« (»stimulus analyticity«): »Ich nenne einen Satz reiz-analytisch für ein Subjekt, wenn es ihm und nur ihm nach jedem Reiz (innerhalb des Moduls) zustimmt« (*Word and Object*, Cambridge 1960, S. 55). Vermutlich würde es dann für die meisten von uns keine reiz-analytische Sätze geben, denn wenn zu dem Reiz z. B. ein Gewehr gehörte, das auf unseren Kopf gerichtet ist, und der Befehl »Stimme dem Satz ›Alle Junggesellen sind unverheiratet‹ nicht zu, oder ich jage dir eine Kugel durch den Kopf«, so müßte der, der zustimmt, schon ein Held sein. Die semantische Information stellt nur eine der vielen Arten von Motiven dar, die dazu veranlassen, einer Äußerung zuzustimmen oder nicht zuzustimmen, und folglich bilden Dispositionen zur Zustimmung für sich genommen keine Grundlage zur Definition semantischer Begriffe.